

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Der Oldenburgische Volksfreund

Oldenburg

No. 92, 17. November 1849

urn:nbn:de:gbv:45:1-4866

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Er scheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlags-handlung angenommen.

Die Anklage gegen die Minister.

Die Freien Blätter haben ihrer Zeit von einer Anklage gegen die Minister gesprochen; und auch jetzt geht das Gerücht um, als wenn im Landtage ein derartiger Schritt im Werke sei. Sie wollen die Anklage gründen auf §. 27 des Staatsgrundgesetzes. Dieser lautet: „Der Großherzog vertritt das Großherzogthum nach Außen; er schließt Verträge mit andern Staaten; diese bedürfen jedoch der Zustimmung oder Bestätigung des allgemeinen Landtages.“ — Die Sache liegt nun bekanntlich so: Die Minister hatten einen Vertrag mit Preußen vorläufig abgeschlossen, und den Landtag um Zustimmung ersucht; dieser verweigert sie mit einer Stimme Majorität; das hat die Auflösung zur Folge; darauf wird vom Ministerium der Vertrag definitiv abgeschlossen, und der Landtag wird wiederum um die Zustimmung oder Bestätigung ersucht. — Hat nun das Ministerium die Verfassung verletzt, so daß es deshalb angeklagt werden könnte? Wir behaupten „Nein“ aus folgenden Gründen:

Es steht im Gesetze: Der Großherzog schließt Verträge mit andern Staaten. Er hat sich jetzt durch sein Ministerium dieses Rechtes bedient, das einen bereits abgeschlossenen Vertrag dem Landtage zur Zustimmung oder Bestätigung vorlegt. Wird diese Bestätigung verweigert, so mag die rechtliche Gültigkeit des Vertrages angefochten werden können; das Ministerium hat aber die vorgeschriebene Form beobachtet. Denn es steht nicht im Gesetze, daß vor dem Abschluß eines Vertrages die Stände jedesmal gefragt werden müssen. Das liegt auch selbst in den Worten: „Zustimmung oder Bestätigung“ ausgedrückt. Bestätigen kann man doch nur Das, was

bereits geschehen, gethan oder gesprochen ist. So wird ein Urtheil, das bereits gesprochen ist, von einem höhern Gerichtshofe bestätigt; so wird ein Beschluß, der bereits gefaßt ist, durch eine andere Autorität bestätigt. So wird auch ein Vertrag, der bereits geschlossen ist, bestätigt. Wie nun ein Urtheil und ein Beschluß durch diese Bestätigung Gültigkeit erlangen, so erlangt auch ein Vertrag dadurch seine Gültigkeit, vorausgesetzt, daß die den Vertrag schließenden Theile die Bestätigung durch einen Dritten anerkennen. So mag es hier in diesem Falle bestritten werden können, ob der Vertrag Oldenburgs mit den übrigen Staaten, die dem Bündniß vom 26. Mai angehören, rechtliche Kraft hat oder nicht; das Ministerium hat aber das Gesetz nicht verletzt.

Zudem ist es oder kann es manchmal eine faktische Unmöglichkeit sein, die Zustimmung des Landtages zu einem Vertrage vorher einzuholen. Gesetzt, es wäre unser constitutionelles Leben schon seit Jahren im Gange, so fände nur alle drei Jahre ein Landtag statt. In der Zwischenzeit zeigte sich eine Gelegenheit, einen Vertrag mit einem andern Staate abzuschließen, der dem Ministerium vortheilhaft erschiene. Der Landtagsausschuß, der dann bestehen würde, könnte um sein Gutachten ersucht werden; das Ministerium wäre aber nicht an den Ausspruch des Ausschusses gebunden, sondern könnte nach eigenem Ermessen handeln und den Vertrag abschließen. Der folgende Landtag hätte dann die Entscheidung. So wenig das Ministerium bei dieser Gelegenheit die Verfassung verletzen würde, ebenso wenig hat es jetzt die Verfassung verletzt. Denn was ihm künftig erlaubt wäre, ist ihm auch jetzt erlaubt. Es hat den Vertrag abgeschlossen, als die Stände nicht zusammen waren, weil es zur Entscheidung aufgefordert war; daß die vorige Ständeversammlung ihre Zustimmung

mung verweigerte, ist rechtlich von keinem Belange; abgesehen davon, daß noch andere Motive zu der Ratifikation des Anschlusses hinzugekommen sind, als die dem vorigen Landtage mitgetheilten. Dem Ministerium steht, in Abwesenheit des Landtags, ein selbstständiges Handeln frei; der jetzt versammelte Landtag hat dagegen das Recht, die Politik des Ministeriums zu billigen oder zu verwerfen, und die Macht, es zum Abtreten zu nöthigen; aber es anzuklagen hat es freilich ein Recht, aber keinen Grund — es müßte denn der Vertrag einen hochverrätherischen Inhalt haben. Diesen aber nachzuweisen, möchte schwer halten. — Andere Staaten haben in ihren Verfassungen schärfere und genauere Bestimmungen über diesen Punkt, was ich hier beiläufig anführe; z. B. die belgische Verfassung: „Alle Verträge, welche den Staat belasten oder einzelne Belgier verpflichten, haben nur Kraft, wenn sie die Zustimmung der Kammer erhalten;“ die nordamerikanische: „Der Präsident hat die Macht, durch und mit Beirath und Zustimmung des Senates Verträge zu machen.“

Sollten diese Gründe nicht stichhaltig gefunden werden oder nicht die strenge Form Rechts einzuhalten scheinen, so setzen wir unsere moralische Ueberzeugung an die Stelle des Gesetzes. Und diese sagt uns, daß das Ministerium die Verfassung nicht verletzt habe. Der Landtag hat uns ein Vorbild gegeben, auf solche Weise die Gesetze zu deuten; und was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig.

Charakterzüge ungarischer Husaren.

Bei der allgemeinen trauernden Theilnahme, die Ungarns und seiner heldenmüthigen Krieger schreckliches Schicksal gefunden, wird es unsern Lesern nicht uninteressant sein, wenn wir ihnen nachstehend einige charakteristische Notizen über die ungarischen Husaren, die wir den „Grenzboten“ entnehmen, auszugsweise mittheilen.

„Es giebt keine Waffengattung im österreichischen Heere, die sich mit den Husaren messen kann, sei's in Reiterkühnheit und Gewandtheit, in Präcision des Manövers, in strenger Subordination, Sauberkeit und Verlässlichkeit. Es giebt aber auch keinen Offizier im österreichischen Heere, der den Vorzug dieser Truppen nicht ohne Widerrede anerkennt, und wer einmal bei den Husaren gedient hat, wird sich bei andern Regimentern nie recht heimisch fühlen.“

Auch andere Länder haben diese Waffengattung in ihren Heeren eingeführt; aber es sind eben nur preussische, französische, russische Reiter mit ungarischen Schnürstöcken. Es fehlt der Geist, das Pferd — darum erkennt der

ungarische Husar sie auch nicht als Brüder an, und wenn er mit ihnen im Kampfe zusammenkam, begegnete er ihnen meist mit einer verächtlichen Nonchalance. So erzählt man sich, daß in den französischen Kriegen das Bivouak preussischer und ungarischer Husaren einmal hart an einander zu liegen kam. Ein Preuße kam herüber und wollte „mit dem ungarischen Bruder freundlich anstoßen.“ Der aber strich sich den Schnurrbart, wies das Glas barsch zurück und sagte:

„Was Bruder? — Nix Bruder. — Ich Husar — Du Hansmurscht!“

Man nehme diesen Ausdruck nicht als Prahlerei. Der Husar ist kein Fanfaron, wie ein französischer Chasseur; aber er lebt im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit, wie ein Grenadier von der alten Kaisergarde. Ihm sind der Dolmany, der Csákó und die Eszmen (ungarische Stiefeln) an den Leib gewachsen; es ist das Feiertagskostüm des Magyaren auch außer Dienst; es ist die Nationaltracht in's Militärische übersezt; und weil er weiß, daß dies bei andern Völkern nicht der Fall ist, gilt ihm die Husarentracht bei Nichtungarn soviel wie Comödiantend, wie Bedientenlivrée, und der Mann hat logisch gar nicht Unrecht.

Der Husar ist von Natur gutmüthig, der seinen Krug Wein nicht allein leeren wird, wenn dem böhmischen oder deutschen Reiter an seiner Seite das Geld schon früher aus dem Beutel geflogen ist. Nur ein zweibeiniges Geschöpf giebt es unter der Sonne, das dem Husaren verächtlich und hassenswerth erscheint, wie kein Thier des Waldes und des Sumpfes. Das ist der Banderialhusar, dieses Zwittergeschöpf von Kroat und Ungar, diese Karrikatur des Husarenthums, die den Reiterdienst an der Grenze versteht, wie der Kroat als Infanterist. Nie hat ein ungarischer Husar mit einem Banderialhusaren getrunken, nie wird er mit ihm an einem Tische essen, nie auf einer Streu schlafen. Eine Schlange wird er zertreten, wo er sie trifft, einen Wolf wird er jagen im Gebirge, mit einem Büffel sich balgen auf sumpfiger Haide, mit einem elenden Koschak raufen um das Halfter eines Pferdes; den Banderialhusaren aber, den spukt er an, wo er ihn trifft.

Bei Hatvan war's, wenn ich nicht irte, da standen zum ersten Male in diesem Kriege, vielleicht zum ersten Male seit Menschengebdenken, ungarische Reiter den Banderialhusaren in der Schlacht gegenüber. Wenn Blicke tödten könnten, dann hätte es keines Kampfes bedurft; denn die Augen der Husaren sprühten Haß und Tod gegen die unwürdigen Gegner, die sich ihnen zu stellen wagten. Da schmettert die Trompete zum Angriff, und in demselben Augenblicke, von gleichem Gedanken erfaßt,

stießen die Husaren die schweren Säbel zurück in die Scheide, und mit einem Fluche so gräßlich, wie ihn die deutsche Sprache nicht wiederzugeben vermag, stürzten sie ohne Waffe mit verhängtem Zügel los auf ihr verzerrtes Spiegelbild, das ihnen der Zufall in den Weg gestellt. So heftig, so unwiderstehlich war der Stoß, daß die armen Kroaten gegen die Nahenden von ihrer Waffe keinen Gebrauch machen konnten. Sie stürzten rücklings von den Pferden, die sich mit ihnen überschlugen, oder wurden mit den Fäusten aus dem Sattel auf den Boden geworfen; was rennen konnte, suchte sein Heil in der Flucht. Die Husaren verschmähten es sie zu verfolgen, beklagten sich aber bitter bei ihren Offizieren, daß man sie solchem Gezücht gegenüber stellen konnte.

Diesen Haß gegen den berittenen Grenzer nimmt der Husar mit in's Grab. Es sind wenige Tage her, da wurden zwei Verwundete in's Wiener Militärhospital gebracht; der Eine war von der berüchtigten Sorte, der Andere ein zum Tode getroffener Husar pur sang. Nach einer Weile trat der Chef des Hospitals in die Krankenstube, wo Weiden das Schmerzlager gebettet war, und erkundigte sich, ob hier die beiden Husaren untergebracht wären. „*Nur Einer!*“ ruft der Ungar, dem die Frage im Todeskampfe zu Ohren gedrungen war. — Hier! — richtet sich auf, sinkt zurück und stirbt.

„*Sehen Sie, Anno neune,*“ — so erzählte mir ein alter pensionirter Oberst, der von jedem Mann aus seiner Truppe ein Duzend Geschichten wußte — „da hatte ein Korporal von unserm Regiment einen feindlichen Major gefangen. Sie waren Beide gut beritten gewesen, und mein alter Jösi — Gott hab' ihn selig und sein Pferd! — hatte lange zu thun, bis er den Franzosen aus dem Sattel brachte. Dann hob er ihn manierlich auf, brachte ihn zu mir mit aller Höflichkeit, und ich empfing ihn auch, wie sich gebührt für einen Edelmann. — Mein alter Jösi — Gott hab' ihn selig und sein Pferd! — war längst beim Regimentsinhaber vorgemerkt für die silberne Medaille. Jetzt nehme ich meine eigene vom Spenser und sag': „*Na, willst du, Jösi?*“ Er aber, der alte Fuchs, nein, sagt er, gestrenger Herr Obersch. Für was? sagt er, gestrenger Herr Obersch? Wenn mich der Herr Feind gefangen hätte, er — mich, er — den Jösi, dann hätt' er Medaille verdient; aber ich? — von wegen ihm? — Witt' ich unterthänigst, gestrenger Herr Obersch, um einen Zwanziger Seifengeist für mein Pferd.

Ja — Seifengeist für's Pferd, das macht eine große Ziffer in der Rubrik der Ausgaben eines ungarischen Husaren. Heu und Hafer giebt das Regiment, aber damit wird noch lange kein Pferd stark und gesund; es

braucht Seifengeist für seine Glieder, und das bezahlt der Mann aus seinem Beutel. Seifengeist für's Pferd, das ist seine Leidenschaft. Er könnte mit Gott schmollen, daß der Plattensee nicht voll dieser stärkenden Essenz ist, um seinen Freund dahin in's Bad zu schicken.“

Die Seeschlange, Professor Griepenkerl und — sein Kobespierre.

Seit zehn Monaten tauchte, wie die imposante Seeschlange im Oceane der englischen Zeitungen, in den großen und kleinen Gewässern der deutschen Blätter und Blättchen ab und zu die geheimnißvolle Nachricht von dem Dasein einer wunderbar großen, entzückend schönen Tragödie auf, die auf den Namen „*Maximilian Kobespierre*“ hört und deren erlauchter Schöpfer der Herr Professor Griepenkerl in Braunschweig ist. Es giebt fast keine Zeitschrift mehr, die von dieser „*dramatischen Seeschlange*“, welche bis jetzt noch Keiner gesehen, nicht schon im Voraus blau-weiß-rothe Wunder erzählt hat. Wer aber ist heutzutage, wo die deutsche Kritik sich längst um allen Kredit gebracht hat, wohl noch schwach genug, dem Weibrauch, der beim Erscheinen jedes neuen Drama's unserer modernen Lessinge und Schiller regelmäßig bis zum Himmel emporqualmt, Glauben zu schenken? Ich, für meinen Theil, bin der deutschen Kritik gegenüber ein verknocheter Skeptiker, ein fossiler Zweifler, und glaube schon seit langer Zeit nur noch an Das, was ich mit eigenen Augen sehe, was ich mit meinen allerhöchst eigenen Ohren höre. Und aus diesem Grunde glaubte ich so wenig an die Großartigkeit dieser neuen Tragödie, als an die Existenz der guten Seeschlange. Am verfloffenen Dienstage aber hat Professor Griepenkerl in einem engen Kreise trauter Freunde beim prasselnden Kaminfeuer „*entre nuit et jour*“ uns seinen Kobespierre vorgelesen, und nun erst glaube ich an dessen Existenz, an dessen Schönheiten, an dessen Wunderbarkeit, ja nun bin ich überzeugt, daß alles Das, was ich über diese „*dramatische Boa constrictor*“ zuvor gelesen, kein Puff, kein blinder Zeitungslärm, kein Klingklang literarischer Gebatterschaft, sondern volle, nackte, ungeschminkte Wahrheit ist. Welch ein Stück! Nein, das ist kein Stück, kein Stückwerk, das ist ein dramatisch abgerundetes, künstlerisch vollendetes Ganzes, ein Stück Geschichte, herausgerissen mit glühender Freiheitsliebe aus dem Hohenliede der französischen Revolution, aus den Abbestblättern des „*Moniteur*.“ In dem engen Rahmen von fünf Akten sehen wir mit Shakespeare'scher Meisterschaft das

ganze große blutige Drama der Schreckensherrschaft so zusammengedrängt, daß selbst das geschichtskundige Auge, welches die feinsten Fäden jener wirren Zeit kennt, nirgends einen Sprung, nirgends eine Lücke gewahrt. In der kurzen Zeit von drei Stunden sehen wir an unserm Auge die blutbesleckten Manen fast aller Koryphäen der französischen Revolution vorüberziehen: Danton, den Donner, und Robespierre, den Blitz der Montagnards, Camille Desmoulins, den Schulfreund Dantons, und Stanislas Freron, den Freund Camille's, und den stillen Anbeter der himmelschönen, engelreinen Louise Duplessis, die große tugendhafte Lucile, Dantons Gattin, und Therese Cabarus, die Braut Talliens, die Incarnation jener göttlichen Freiheit, welche Wunden heilen und nicht schlagen, welche Thränen stillen und nicht wecken, welche alle ihre Kinder mit verklärtem Mutterlächeln an ihr Herz drücken und nicht wie der finstere Geist der Rache im Blut waten, nicht „wie Saturn seine eigenen Kinder verschlingen“ will. Therese ist die Personifikation jener Freiheit, wie sie im Herzen Vergniauds und aller Girondisten pulst hat. Lucile und Louise aber sind zwei verkörperte Zübelhymnen aufopfernder Frauenliebe, die ruhig ihren beiden Gatten, welche ihnen „einen großen Namen geschenkt,“ in die Kerker und von dort auf das Blutgerüst folgen; doch die kernigste Figur des ganzen Drama's ist der alte, eheliche Republikaner Badiot, er, der durch seinen Muth aus der blutigen Nacht der Schreckensherrschaft die Sonne des neunten Thermidor und mit ihr den anbrechenden Tag der gesetzmäßigen Freiheit Frankreichs heraufbeschwört. — Professor Griepenkerl liest seine Dichtung mit hinreißender Wahrheit und echt französischer „verve.“ Alle diese einundzwanzig Gestalten, die lebendig geworden aus dem Rahmen seines Bildes heraustraten, weiß er dergestalt zu charakterisiren, individualisiren und nuanciren, daß jeder Schauspieler von ihm lernen kann, wie er seine Aufgabe aufzufassen hat, um seines Sieges gewiß zu sein. Herr Griepenkerl las und unsere Seele war ganz Ohr, und unser Ohr war Seele, die Alles mitgeföhlt, Alles mitempfunden hat. Jeder der fünf Akteschlüsse und namentlich der vierte, in welchem Robespierre im Namen der französischen Nation das Dasein eines höchsten Wesens dekretirt, ist eine glühende Granate, welche zündend in das Herz der Hörer fällt und von mackerschütternder Wirkung ist. Und gleichwie vom neunten Thermidor, mit welchem dies Drama abschließt, sich eine neue Epoche in der Geschichte der französischen Revolution datirt, so wird sich vom Tage

der ersten Aufführung dieses großartigen Trauerspiels der Anfang einer neuen Phase in der dramatischen Kunst Deutschlands datiren. —

Morgen Abend liest Professor Griepenkerl seinen „Robespierre“ im Saale des „Hotel de Pologne.“ Man überzeuge sich, ob ich zuviel gesagt.

Leipzig. E. M. Dettinger.

Nach einer so eben hier eingegangenen Nachricht hat Hr. Griepenkerl in Leipzig seine Tragödie vor einem Publikum von 600 Personen mit großem Beifall gelesen und auf allgemeines Verlangen versprochen, diese Lesung zu wiederholen. Doch wird er vorher zu gleichem Zweck nach Hannover und Bremen gehen, und, wenn sich in Oldenburg eine hinreichende Subscription findet, auch hierher kommen, um dem hiesigen Publikum ebenfalls sein dramatisches Gedicht vorzutragen. Die Subscriptions-Aufforderung wird in diesen Tagen an das Publikum gelangen.

Auf einen Artikel des Landtagsabgeordneten Clausen in N^o 92 des Beobachters, der in der nächsten Nummer des Volksfreundes gewürdigt werden wird, machen wir hiermit unsere Leser aufmerksam.

Kirchennachricht.

Vom 10. bis 16. November sind in der Oldenb. Gemeinde

1. Copulirt. 108) Friedrich Wilhelm Berend und Louise Friederike Marianne Weinberg, Oldenburg. 109) Georg Friedrich Wilhelm Bernhard Lange und Anna Catharine Hasmann, Oldenburg. 110) Hinrich Hermann Anton Mehrens und Anna Sophie Gesine Margarethe Schröder, Everßen. 111) Hinrich Gerhard Mohrmann und Beke Freese, Nadorst. 112) Carl Heinrich Friedrich Ernst Benede und Anna Dorothee Wilhelmine Detmers, Oldenburg. 113) Anton Friedrich König und Anna Margarete Willers, Bloherfeld.

2. Getauft. 335) Friederike Christine Helene Wiemten, Heil. Geistthor. 336) Johann Christian Dierich Sager, Everßen. 337) Heinrich Gerhard Wilhelm Brauer, Oldenburg. 338) Wilhelmine Friederike Helene Schwende, Oldenburg. 339) Margarethe Gesine Caroline Haarmeyer, Nadorst. 340) Friedrich Wilhelm Becker, Nadorst. 341) Otmann Gerhard Carl Bakembus, Donnereschwer. 342) Otmann Friedrich Bruns, Ohmsfede. 343) Eilert Hermann Meyer, Wechloy.

3. Beerdigt. 257) Auguste Friederike Wilhelmine Budde, Heil. Geistthor, 10 M. 258) Schellfede (todtgeborner Sohn), Metjendorf. 259) Fortmann (unget. verst. Sohn), Oldenburg, 1 L. 260) Johanna Maria Catharine Kuper, Oldenburg, 1½ J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Sonntag, den 18. November:

Vorm. (Anf. 8½ Uhr.) Herr Pastor Greverus.
Vorm. (Anf. 10 Uhr.) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr.) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: D. Lambrecht. — Schnellpressendruck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Der Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagshandlung angenommen.

Unsere Zukunft.

Die Aussichten für das Ministerium sollen, wie man hört, schlecht stehen. Die Majorität der Kammer wird sich wahrscheinlich nicht für das Preußenbündniß entscheiden; der Ausfall der Wahlen läßt auch kaum Anderes erwarten. Natürlich tritt das Ministerium zurück, wenn es in dieser Frage unterliegt; denn mag auch der Landtag „mit Bedauern, mit Schmerz,“ oder solchen süßsauren Worten die Einwilligung ablehnen, das Ministerium ist es seiner Ehre schuldig, nicht länger am Ruder zu bleiben. Wäre ich ein Reactionär, so würde ich mich über den Fall des Ministeriums freuen. Denn nach dem Fall wird vielleicht erst ein heiteres Durcheinander kommen, aus dem sich ein neues Ministerium entwickelt, das uns soviel als möglich in den vormärzlichen Zustand zurückführt, und nach Kräften restaurirt. Mag auch der Bundestag eine Unmöglichkeit genannt werden, er steht dennoch vor der Thür; das Interim hat bekanntlich den Schalk hinter ihm; es wird seine wahre Natur bald zeigen und sich als „Bundestag“ demaskiren. Nun, es mag sich freuen darüber, wer da kann. Ich nicht. Unsere Demokraten werden sich doch auch nicht darüber freuen können — (denn soweit stimmen Conservative mit Demokraten überein, daß sie den alten Bundestag nicht wollen) —; allein es waltet eine eigne Ironie über den Bestrebungen der Demokraten. Es geschieht gewöhnlich Das, was sie nicht wollen; so sind sie es gerade, welche die liberalen Märzministerien stürzten und an ihre Stelle vormärzliche brachten. Und sollte das Schicksal der oldenburgischen Demokratie ein anderes sein? Sicherlich nicht. Weder der redselige Wibel, noch der schweigsame Sprenger, weder „unser“ Mölling, noch irgend ein anderer Führer

unserer Demokraten wird zur Bildung eines Cabinets berufen werden; vielleicht gar Keiner aus Oldenburg, sondern irgend Einer aus Preußen, den Herr von Mantuffel uns zu überlassen die Güte hat. Ich bin kein Prophet, aber ich fürchte einer zu sein. — Uebrigens wird die deutsche Angelegenheit trotz oder mit Oldenburg ihren Fortgang oder Rückgang nehmen; Oldenburg ist zu klein, als daß seine Entscheidung fördernd oder hemmend eingreifen könnte. Darum ist, und zumal da durch den Rücktritt Sachsens und Hannovers der ganze engere Bund in der Schwebe steht, die ganze Sache nicht werth, ein Ministerium, wenn es sonst das Vertrauen des Landes besitzt, deshalb zu stürzen. Geschieht es, so werden unsere innern Angelegenheiten eine Verzögerung erleiden, die nicht zu wünschen ist. — Dazu kommt der Geldpunct. Die Stände werden, wenn sie sich zu Ende Woche entscheiden, die Summe von etwa 2400 fl gekostet haben. Und soviel kostet allein die deutsche Frage. Denn das Ministerium giebt mit Recht keine weiteren Vorlagen, weil es wissen muß, wie es mit den Ständen daran ist. Fällt nun das Ministerium, so gehen sicher drei Wochen darauf hin, ehe ein neues zusammengesetztes ist. Vertagt sich der Landtag nicht während dieser Zeit, so kostet er eine weitere Summe von 2400 fl , und am Ende wird er gar noch von dem neu zu erwartenden Ministerium aufgelöst. Schlägt man die Kosten der Auflösung auf etwa 2000 fl an (mir ist die Berechnung in den Neuen Blättern nicht im Gedächtniß), so kostet der Sturz des Ministeriums, die Zeit von einigen Monaten, uns die Summe von 6000 fl . Und der Vortheil? — Nun, den mögen Diejenigen berechnen, die gegen das Ministerium stimmen.